

Pietro, der Störefried

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Auslicht vom Rigi im Winter. Phot. August Rupp, Saarbrücken.

Im Winter

Häht ä scho gloset, was im Wind
Die wiiße Flöckli linged,
Und gseh, wie l' übermüetig sind
Und Böckli Springed?
Sie tänzeled vu Huus ze Huus
Und lached d'Ofehöckler uus.

An allne Fäcke zieht's mi furt
Im graue Näbel une,
Und wänn's grad Chaze hagle wurd,
I müeht a d'Sunne.
I chlädere, so höch i cha,
Mueß helle blaue Himmel ha.

Ganz obe ha-n-i freie Stand.
I mue mi niene bucke,
Bi Chüng und Kaiser mitenand
In allne Stucke:
De Gletscherwii chund ase frisch
I Silberchante-n-uf de Tisch.

So ha-n-i's gern, so isch mer wohl:
I ha kä Stunde z'mälte
Und cha min schwere Buggel voll
Verdruß vergässe.
I stäuch en wiit de Wolche na:
Mueß helle blaue Himmel ha!

Ernst Eichmann, Zürich.

Pietro, der Störefried.

Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1.

Es war einer der Orte am Vangensee, die sich an den Berg schmiegen und ihr Bild ins blaue Wasser werfen, einer der Orte, die fern von der Fremdenstraße liegen und wie Raubburgen eng, fest und versteckt stehen. Er mag San Marco heißen. Seine Gassen waren alle mit runden Steinen gepflastert, waren alle steil und mündeten alle in den kleinen staubigen Kai am See. Ein paar alte Mauerbogen spannten sich da und dort über die Gassen. Wäsche hing an vom einen Haus zum gegenüberstehenden gespannten Seilen. Die Häuser waren hoch und

schmutzig, hatten leiterhafte hölzerne Vortreppen und rauchschwarze, immer offene Türen. Die Kirche aber stand nicht wie an den meisten Orten über den Häusern als Wahrzeichen und Schutz, sondern war unten an den See gebaut. Zwei alte, schwarze Zypressen wetteiferten mit dem Kirchturm an Schlankheit. Noch näher an den See gerückt war der kleine Friedhof. Er war wüst und verwildert; das Gras hatten sie seit Jahren nicht gerodet, aber ein paar Marmordenkmalen von Künstlerhand standen in Unkraut und wilden Rosen.

Hinter dem Friedhof hörte die Straße auf. So war er wie ein Weltende, wie er ein Lebensende war.

Die Mittagssonne brannte. Schatten lag nur in den engen Gassen von San Marco und unten am kleinen Hafen, der zwischen Friedhof und Dorf eingeklemmt und hoch ummauert war, damit der hier manchmal wilde See die Boote nicht gefährde.

Zoccoli klapperten durch eine der Gassen gegen das Wasser hinab. Unter ein paar Haustüren wurden helle, melodische Stimmen laut und wohl-lautreiches Lachen. Es entstand immer eine Art Aufsehen, wenn die Giusioppina Broggi sich zeigte. Vielleicht rief sie es selber hervor, weil sie laut war und etwas Herausforderndes hatte. Giusioppina war sechzehn Jahre, mit Haaren so blond wie die Mädchen in Deutschland und Augen so schwarz wie die Schönen in Spanien. Ihre Haut war gelblich-weiß und glatt und ihre Glieder edel wie geschlagener Marmor. Sie trug einen Kübel mit Wäsche auf dem Kopfe und schwang sich in den Hüften, als ginge es zum Tanz.

Als Giusioppina den Hafen erreichte, war niemand da, als sie, sie und die schwere Schwüle des Mittags. Keine Frau von San Marco wusch ihre Wäsche um diese ungewöhnliche Zeit; aber gerade, weil keine andere das tat, tat es Giusioppina. Vielleicht auch weil der Hafen dann verlassen war. Und vielleicht auch, weil dann Mario Pedroni nach dem Mittagessen sein Boot richtete, in welchem er am Morgen mit seinen Früchten und Gemüsen nach den Inseln gefahren war.

Giusioppinas Schuhe klapperten den Hafenzugang hinab, bis wo das Wasser über die großen Steinplatten hereinstand, reglos, faul und heiß. Ueber dem Hafen war das Licht gedämpft, das sonst überall wie weißglühendes Eisen blitzte. Aber das Wasser war blau und der Himmel wolkenlos. An den Hängen über dem Dorfe schien alles Pflanzenzeug versengt und staubüberblafen. Schwarz und totenstill standen die Zypressen an der Kirche. Das Steindach des Turmes glühte, und über dem Buß des Friedhofs drüben spielten Schmetterlinge. Sie taumelten um ein weißes Marmorbild, als hätte ein unfühler Luftzug ein paar wilde Blumen von ihren Stengeln gehoben und wirbelte sie um das Grabmal.

Giusioppina kniete ans Wasser nieder und begann die Arbeit. Als sie das erste Wäschestück aufs Brett schlug, kam Mario Pedroni hinter ihr heran. Sie hörte ihn, weil sie wußte, daß er kam. Aber da er barfuß ging, hätte sie ihn ebensowohl nicht

hören können. Er kam und bestieg an ihr vorbei streifend das nächstliegende Boot, ohne ein Wort zu sagen. Von dem einen Boot schwang er sich in ein zweites und drittes. Das letzte war das seine. Jetzt stand er dort, in Hose und Hemd, das Hemd offen, die Hose aufgekrempelet, mit brauner Brust und braunen nackten Armen, ein stattlicher Mann in den Vierzigen. Sein braunes Haar war dicht und lockig und so sein Bart. Die Augen waren voll Feuer und Bewegung, so lässig die Glieder sich regten.

„Come va la mamma?“ (Wie geht es der Mutter?) fragte er Giusioppina unvermittelt.

„Gut, danke,“ lachte das Mädchen zurück. Der Inhalt des Gesprächs war ihnen ebenso gleichgültig, wie es ihnen wichtig schien, daß sie mit einander sprachen. Giusioppina fragte dawider: „Cosa fa la Catarina?“ (Was macht die Katharina?)

Sie fragte es mit ihrer hellen, lauten, herausfordernden Stimme, wie eine, die weiß, daß sie mit dem Worte den andern foppt.

Pedroni gab keine Antwort. Er murmelte etwas in sich hinein und machte sich am Rahn zu schaffen.

Die feiste Katharina war sein Weib. Wenn er recht hinhorchte, konnte er ihre kreischende Stimme droben in der Gasse eine Unterhaltung mit einer Nachbarin führen hören. Sie war ein redseliges und energisches Weib, die Katharina!

„Warum bist du gestern abend nicht gekommen?“ fragte er dann Giusioppina wieder, diesmal aber mit heimlicher Stimme, heiß, hastig, wie es in die Mittagsglut paßte.

Als er auf die Antwort wartend aufblickte, stand drüben einer, der zuhörte und den auch das Mädchen bemerkt hatte. Er wußte, daß er deswegen keinen Bescheid von ihr bekam.

Der Zuschauer zählte noch keine zwanzig Jahre; er hatte schwarzelocktes, glänzendes Haar und ein blasses, schönes Gesicht, das schöner gewesen wäre, wenn es weniger feine ebenmäßige Züge und dafür einen Ausdruck größerer Klugheit gehabt hätte. Pietro Tognola, der Schreiner, trug Werkzeug in den Händen, war in Hemdärmeln, sah aber ordentlicher, seßhafter aus als der Schiffer. Er stand stumm und wie furchtsam an die Stelle gewurzelt, an der er plötzlich aufgetaucht war. Er hätte das Mädchen gern angesprochen, traute sich aber nicht. Er sah ihr zu und freute sich, daß er das durfte, hatte aber Angst, daß sie ihn wegjage, sobald er sich bemerkbar mache.

„Hast du ihn gesehen?“ zischte Mario dem waschenden Mädchen zu.

„Ich brauche nicht hinzuschauen. Ich weiß schon immer, wenn er da ist,“ gab diese zurück.

Pedroni richtete sich auf wie einer, der sich gegen ein lästiges Insekt wehrt. „Hast du etwas verloren?“ fragte er den Pietro höhnisch.

Der gab keine rechte Antwort, murmelte wohl etwas, kümmerte sich aber um den andern nicht groß.

„Das Kästchen ist fertig,“ sagte er zu Giuseppina, „wenn du kommen willst, es anzusehen — in der Werkstatt.“

„Ich weiß nicht, ob ich Zeit habe,“ antwortete sie gedehnt und ärgerlich. Sie wusch weiter, und Pedroni hantierte am Boot.

Und Pietro Tognola stand und wartete.

Eine Weile ging. Die Luft flirrte von Glanz und Hitze.

„Was gaffst du denn?“ fragte da Giuseppina den Pietro wieder. Es konnte ebensowohl heißen: Mach, daß du weiterkommst!

Er tat auch, als ob er gehen wollte; aber nach ein paar Schritten blieb er wieder stehen.

„Weißt du, was du bist?“ redete ihn da Mario, der Schiffer, mit knirschendem Hohn an. „Eine Schmeißfliege bist du, eine dicke, faule. Man kann sie vertreiben, so oft man will. Sie ist immer wieder da.“

„Ich sehe nicht ein, daß es dich stören könnte, wenn ich da stehe,“ gab Pietro zurück. Er sprach langsam, weich und geduldig, im Gegensatz zu der heißen, herausfordernden Art des andern. Es lag fast etwas wie Traurigkeit in seiner Stimme. „Ich stehe der Giuseppina wegen da und — du hast — doch mit ihr nichts zu schaffen...“

Das letzte war mit unsicherer Stimme gesagt, als ob ihm während des Sprechens Zweifel an den eigenen Worten kämen.

„Geh weg,“ zürnte aber Giuseppina. Dann wandte sie sich laut und absichtlich zu Pedroni: „Ihr habt recht, eine Schmeißfliege ist er. Es gibt keinen treffenderen Vergleich.“

Es war offenkundig, daß sie Pietro beleidigen wollte.

Er nahm das Wort hin und schwieg. Als die beiden nachher wieder nach der Stelle schauten, war er verschwunden.

Da stieg Pedroni über die Boote zurück, setzte sich auf den Rand des letzten, dicht neben Giuseppina. Sie sprachen leiser und vertraulicher mit einander, von Pietro Tognola und anderem, sprachen wie zwei, die zu einem gewissen Einverständnis gediehen sind. Es war ein heimliches Lachen

und Necken, ein mit dem Feuer Spielen in ihrer Art...

2.

Ein kühler, köstlicher Sonntagabend! Die Leute von San Marco saßen auf den Schwellen ihrer Haustüren und drunten am Hafen bei und in den Booten. Der See lag blau und tief und ruhig unter dem tiefen, blauen, ruhigen Himmel. Ein leiser Sonnenwiderschein verklärte noch das östliche Ufer. Die Berge im Norden standen in einem violetten Duft. Es baute sich da ein anderes weit verschiedenes Land in die Ferne hinaus.

An der Kirche von San Marco schritt der Pfarrer hin und her im langen schwarzen Rock mit der wehenden Schärpe und im schwarzen Barett, ein stattlicher hagerer Herr. Er ging immer bis an das rostige kleine Friedhofstor und wieder zurück. Das Tor selbst öffnete er nicht, sprach auch die Giuseppina nicht an, die am äußersten Ende der Friedhofmauer saß und den Pietro zur Gesellschaft hatte.

Im Friedhofswust war viel farbiges Blumenzeug. So grell aber leuchtete keine Farbe aus dem Pflanzenwarr wie das blickblaue Kleid des Mädchens. Um den Hals trug Giuseppina ein rotes Seidentuch. Dazu hatte sie klatschweiße Strümpfe an, und an den Füßen hingen die Zoccoli. Jeder anderen würde die Tracht etwas Lächerliches gegeben haben, die Giuseppina ließ sie schön und mild erscheinen. Das Mädchen hatte das herausfordernde Wesen, mit welchem sie durch die Gassen ging, verloren und trug heute eine stille, versonnene Sittsamkeit an sich. Der Abendglanz lag auf ihrem blonden Haar, und wenn sie die schwarzen Augen mit den langen Wimpern hob, leuchteten sie in einem warmen, weichen Blick.

Pietro war das Bild eines glücklichen Menschen. Er hatte Feiertagskleider an, sah beinahe etwas geschniegelt aus; aber sein bleiches Gesicht strahlte vor Vergnügen, und bei jedem seiner lebhaften Worte blickten aus seinen Augen Lachen und Liebe. Manchmal strich er sich die Locke hinweg, die jeder Ruß seines Kopfes ihm wieder auf die Stirne warf.

„Und dann, weißt du, waren wir auf den Inseln und sahen die Gärten und Schlösser und sahen die Herrschaften,“ sagte er jetzt.

„Und der Pfarrer brachte vor lauter Ehrfurcht den Hut nicht mehr auf den Kopf,“ spottete die Giuseppina.

„Du warst immer so faul in der Schule und wußtest doch immer alles,“ fuhr Pietro fort zu erzählen.

Und Giuseppina gab ihm zurück: „Und du warst zu dumm und konntest nichts.“

So sprachen sie von der gemeinsamen Schulzeit und Jugend, Pietro, kindisch vergnügt, gar nicht merkend, daß das Mädchen manchmal im Spott den Mund verzog, und Giuseppina in einer eigentümlichen Stimmung von Friedlichkeit, der sie sich träumend überließ.

„Als der See hoch war und hier den Friedhof überschwemmte, spielten wir im Sande, der zurückblieb,“ fuhr der Bursche weiter. „Wir bauten ein Haus, und du — warst sehr gut zu mir.“

Er sagte das mit täppischer Ehrlichkeit hin.

Giuseppina saß auf der Mauer und blickte in das reglose Wasser. Es war ihr, als lebte sie noch in der Zeit, von der Pietro sprach. Liebe Mutter Gottes, es war eine gute Zeit! Die Mutter war zärtlich und fröhlich damals. Jetzt keifte sie immer, als ob sie einen geheimen Zorn auf sie habe. Die Nachbarn hatten ihre Freude an ihr und verwöhnten sie, und — und sie brauchte nicht den Kopf aufzuwerfen, weil sie sich den Anschein geben mußte, daß Mißachtung sie nicht kümmerte — und — und — in ihrem Innern war die Unruhe nicht und die Angst und das Herzklopfen, die sie jetzt immer ankamen! Es war eine schöne Zeit, und Pietro Tognola war ein Stück davon. Und — und sie brauchte nur häufiger mit ihm zusammen zu sein — vielleicht für immer mit ihm zusammenzugehen, so war die Zeit noch so schön wie damals ...

„Giuseppina,“ schmeichelte Pietro, „Giuseppina mia!“

Er legte eine Hand auf die auf der Mauer ruhende ihre. Sie zog sie nicht hinweg. Sie sah auf und lächelte ihn an, nicht böse oder spöttisch, wie in den letzten Monaten oft, sondern fast liebevoll. Dann gingen ihre Augen wieder auf den See hinaus, noch immer still und versonnen.

Plötzlich zuckte ihr Körper unmerklich. Sie spähte schärfer und weiter hinaus.

„Liebe,“ schmeichelte der dumme Pietro. „Ich — der Vater möchte, daß ich heirate.“

Da warf sie seine Hand, die noch immer auf der ihren lag, hinweg und sagte heftig: „So heirate doch! Dein Vater wird schon eine für dich finden!“

Damit stand sie auf. Vielleicht fühlte sie, daß sie nicht gleich weglaufen durfte, wenn es dem Burschen nicht auffallen sollte. Aber, während sie dem See den Rücken drehte, scharfte ihr Fuß ungeduldig den Boden, und manchmal blickte sie über

die Schulter zurück, als ob etwas da draußen im Wasser ihr unbequem sei.

„Ich gehe jetzt,“ sagte sie dann. „Die Mutter weiß nicht, wo ich bin.“

„Bleib doch noch!“ bettelte Pietro.

Er sah betroffen und traurig aus; aber er redete sich zu, die Giuseppina sei so, so unberechenbar, und hoffte noch, daß ihre Laune wieder zum Guten umschlage.

„Wir waren so schön am Plaudern,“ fuhr er wieder fort und streckte den Arm nach ihr aus, um sie abermals auf ihren Sitz zu ziehen.

Sie schielte an ihm vorbei nach dem Wasser. Ein Boot kam näher und näher, war schon so nah, daß sie von ihm aus gesehen werden konnten. Hastig entzog sie sich Pietros Arm.

„Was mußt du mich immer anfassen!“ zürnte sie.

Dann schlenderte sie hinweg, scheinbar langsam und gleichgiltig, aber es lag in ihren Bewegungen etwas, was verriet, wie sie innerlich Eile hatte. Als sie an dem Geistlichen vorüberging, grüßte sie zaghaft und erhob den Blick nicht vom Boden. Er konnte sie ansprechen, und sie hatte Angst, aufgehalten zu werden. Das Blut stand heiß in ihrem gesenkten Gesicht.

Pietro schaute hinter ihr her, unentschlossen, ob er ihr folgen sollte. Er war noch immer betroffen; aber er erinnerte sich schon wieder, wie freundlich die Giuseppina mit ihm gewesen war, und setzte sich auf die Mauer, in einfältigem Glück in sich hineinlachend. Da hörte er ein Ruder im Wasser und schaute nach dem See.

„Mario Pedroni!“

„Ah! Darum also?“

„Darum war die Giuseppina hinweggelaufen!“

So beschränkt war er nicht, daß er das nicht merkte. Aber er war nicht zornig. Es schien ihm einerseits ganz begreiflich. Pedroni war ein schöner Mann und hatte einen Ruf als Fischer und Segler. Er hatte auch zwei Menschen aus einem Sturm gerettet. Er war eine Persönlichkeit, war Mario. Nur — es konnte doch nichts daraus werden, da der Fischer doch ein Weib hatte! Heimlichkeiten also und Unerlaubtheiten! Die Giuseppina — deshalb war sie wohl oft so ungleich in ihrem Benehmen, so heftig und hochnasig und laut und dann wieder so nachdenklich und gedrückt. Das kam von ihrer inneren Zerfallenheit! Sie konnte nicht dafür. Sie stand unter einem Zwang. Er, Pietro, hatte fast Angst um sie. Die Sache konnte kein gutes Ende haben! Schon schwagten die Nachbarn.



Anton Christoffel, Buochs.

Dorfplatz in Buochs.
(Aquarell, 1911).
In Zürcher Privatbesitz.

Und wenn es die Mutter Broggi erfuhr! Und die Katharina, des Mario Frau!

Pietro neigte sich über die Mauer und sah, wie der Fischer sein Boot in den Hafen lenkte. Jetzt stand wohl die Giuseppina auch unten, wie hingezwungen, trotz den Gaffern!

Er erhob sich und folgte dem Mädchen. Er wußte nicht, was er wollte, ging nicht aus Neugier ihr nach, sondern aus einem unbewußten Trieb, ihr nahe zu sein, wenn irgend etwas ihr zum Schaden geschehen könnte.

Als er auf den Hafenvorplatz hinunterkam, legte Pedroni eben den Kahn an die Kette. Die Lände war voll Menschen. Kinder tummelten sich am Wasser, und Männer standen, die Hände in den Taschen, herum. Die Weiber hielten sich mehr in der Nähe der Häuser und lachten und schnatterten. Giuseppina stand allein am Ende der Gasse, in welcher sie und die Pedronis wohnten. Sie lehnte lässig an einer Hausmauer, mit dem Rücken gegen den See, als kümmere sie nicht, was im Hafen vorging. Aber Pietro sah, daß sie wartete und wußte, daß Pedroni an ihr vorbei mußte. Da trieb es ihn wieder ihr nach. Es war nicht Eifersucht, nur ein dunkler Drang, ihr die Gelegenheit zum Unrecht tun, zu nehmen.

Als er herankam, war sie so überrascht, daß sie zusammenfuhr und nicht gleich den Zorn fand, ihn wegzuschicken.

Unterdessen schritt der Fischer gegen die Gasse herauf. Giuseppina sah, daß er kam, und die Kehle war ihr zugeschnürt von ohnmächtigem Groll gegen den Störefried neben ihr.

Pietro sprach zu ihr und wollte wissen, warum sie so plötzlich weggelaufen sei, vorhin. Es sei doch so schön gewesen zu plaudern. Sie hätten einander so gut verstanden.

Sie zitterte vor Ungeduld. Die Klette! Die Klette von einem Tognola! O wie sie ihn haßte!

Pedroni erreichte sie jetzt. „Buona sera,“ grüßte er, ein wenig erstaunt, sie zu sehen; denn er hatte sie drüben am Friedhof bei einander bemerkt.

Giuseppina nahm ihm den Gruß gar nicht ab. Sie zuckte die Achsel, als ob ihr etwas am Rücken unbequem sei, und sagte: „Er ist immer wieder da! Seht Ihr, Pedroni, er ist immer wieder da! Könnt Ihr Euch etwas Lästigeres denken?“

Sie knirschte vor Grimm mit den festen weißen Zähnen.

Pietro ging an ihr vorüber gaßaufwärts, ungewiß, was er sagen sollte, und ganz verwirrt.

„Ich verstehe nicht,“ stammelte er.

Dann stieg er weiter.

Aber oben an der Gasse blieb er wieder stehen und schaute herab in einer Art Troß: Warum sollte ich nicht auch da sein, wenn der andere da ist?

Pedroni rief ein Schimpfwort zu ihm herauf, verweilte aber nicht, sondern ging nach seinem Hause.

Giuseppina lehnte an der Mauerecke, drehte sich nach dem Plage hinab, mit gemachter Gleichgültigkeit sich um keinen der beiden Männer mehr kümmernd. Eine Freundin unter den Weibern, die beisammen standen, rief sie an. Lachend ging sie zu ihr hinüber. Da verschwand auch Pietro.

3.

Das war das Wachsen der Dinge: Giuseppina Broggi und der schöne Fischer Mario spielten mit dem Feuer. Sie hatten anfänglich nichts gemeint, nur an einander Gefallen gefunden und sich damit gehen lassen, ein wenig getändelt, ein wenig dem Zufall nachgeholfen, damit er sie öfter zusammenführe, damit er sie — allein zusammenführe. Es waren lauter kleine harmlose Schritte. Es war nur schwer zu unterscheiden, wo die Grenze der Harmlosigkeit lag.

Nun war Pietro, der Schreiner, dazwischengekommen! Der gute, bleiche Pietro! Immer und wie aus der Erde gewachsen stand er da, wenn sie sich ungestört glaubten. Beschlich er denn alle ihre Schritte? Er hielt sich zumeist ganz fern, stand hinter einer Hausecke oder irgendwo ein ganzes Stück von ihnen ab, den Rücken ihnen zugekehrt. Aber er war immer da. So oft bemerkten sie den sonderbaren Wächter, daß sie, selbst wenn er fehlte, sich unbehaglich fühlten und ihn nahe vermuteten. Er aber hatte gar nicht die Absicht, sie zu beschleichen, strich nur wie ein treuer wachbarer Hund und aus einer Art Instinkt hinter der Giuseppina her.

Den zweien war der dritte lästig, sie trugen eine stille Wut gegen ihn in sich. Zugleich aber erwachte ihr Troß, und ihr Verlangen nach dem, was ihnen verwehrt wurde, mehrte sich. Es kam eine heimliche Leidenschaft in ihre versteckten Blicke und die Flüsterworte, die sie tauschten. Wie eine unruhige, immer wieder aufschießende und zusammenbrechende Flamme wechselten die Empfindungen in ihnen. Jetzt ein wildes unvernünftiges Glück, jetzt eine Art Hunger, jetzt wieder Angst und Reue und Ernüchterung, dann wieder Troß. Nur kein Friede!

In den Augenblicken der Ernüchterung dachte Giuseppina milde von Pietro. Dann war sie ihm fast gut, und einmal, als er des Abends in ihr Haus kam und mit der Mutter und ihr eine Weile plau-

derte, war sie zufrieden und vergnügt wie lange nicht. Die rauhe, mauleifrige Mutter hatte an diesem Abend nichts zu schelten.

Eines Samstags spät kam Giuseppina aus einem der Nachbarörter, wo sie zu tun gehabt, gegen San Marco gegangen. An einer Stelle, wo die Straße dicht am See vorüberführte, lag Pedroni mit seinem Boote. Es dämmerte schon; aber er erkannte sie dennoch an ihrem schwebenden, schwingenden, hochtrabenden Gange. Als er sie anrief, kam sie zu ihm ans Ufer. Die Stelle, wo das Boot lag, war vom Dorf aus nicht sichtbar; so waren sie so ungestört, wie sie vielleicht nie gewesen waren. Sie wechselten ein paar gleichgiltige Worte, dann sagte der Fischer: „So allein sind wir nie gewesen. Sie spüren uns sonst nach wie die Hunde, als ob wir Verbrecher wären.“

„Vielleicht sind wir es,“ sagte Giuseppina in einem Anflug dumpfer Gewissensbedrängnis.

Er achtete nicht darauf. „Freilich, wer weiß, ob der Schuft von Tognola nicht irgendwo uns belauert!“ sagte er.

Das Wort weckte ihren Troß. „Was tun wir denn Böses?“ fuhr sie auf.

Statt aller Antwort nahm er sie bei der Hand und zog sie in sein Boot. „Du kannst dir den Weg sparen,“ flüsterte er, „ich rudere dich heim.“

Sie wollte zuerst nicht; aber er beschwichtigte sie: „Es sieht dich kein Mensch. Gleich ist es Nacht, und niemand sieht uns einfahren.“

Da setzte sie sich in den Kahn, und er griff zu den Rudern.

Die Nacht kam rasch und dunkel über sie. Der Himmel hing voll schwarzer Wolken, und der See war rauh. Giuseppina, die im Stern des Bootes saß, konnte bald Pedronis Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden; aber sie sah die Umrisse seiner zugleich kräftigen und geschmeidigen Gestalt, und während er Ruck um Ruck mit sichern Schlägen das Schiff weitertrieb, hatte sie ein Gefühl, als sei sie durch etwas mit seinem Körper verbunden, sodaß sie jede Muskelregung spürte. Er ruderte weiter in den See hinaus, als er gemußt hätte. Erst nach einer langen Weile sprachen sie wieder. Mit Rudern innehaltend, begann Pedroni mit erregter, leiser Stimme: „Sie vergönnen uns das bißchen Freude!“

„Warum habt Ihr die Katharina?“ stieß Giuseppina mit jähem Troß heraus.

„Ich nahm sie, als ich zwanzig war und sie dreißig. Man hat keinen Verstand in den Jahren. Jetzt ist sie ein Tier. Sie trinkt, und sie — santa

madre, manchmal ist mir, als sollte ich in den See gehen, wo er am tiefsten ist, damit ich all den Unrat abwasche, der mir von zu Hause anhaftet!“

Der Fischer stand aufrecht im Boot, und es war jetzt so dunkel, daß das Mädchen mehr ahnte, als sah, wo er war; aber sie spürte die tiefe Gewalt der Reue über eine Jugendtorheit, die in ihm aufwallte. Sie wurde von dieser Gewalt mit fortgerissen, geriet mehr und mehr in den Bann des starken und leidenschaftlichen Mannes, und es tat ihr wohl, zu fühlen, wie er über sie Macht hatte. Plötzlich faßte er nach ihrer Hand. Sie ließ sie ihm. Er setzte sich vor sie hin, an die eine Schiffseite.

„Wir müssen heim,“ sagte sie. „Ich darf nicht so lange ausbleiben.“

Aber als er sie küßte, ließ sie es geschehen und kostete eine kurze Weile ein unklares, verwirrendes Glücksgefühl.

Pedroni richtete sich bald ungeheißer auf und trieb das Boot landeinwärts. Einmal unter den starken Ruderstößen warf er ihr ein halbblaues, ruckweises Wort zu. „Das wäre traurig, wenn man nicht manchmal eine Freude in seinem armeligen Leben haben dürfte!“

„Nicht?“ fragte er noch, als sie nicht antwortete.

Da sagte sie leise, aber mit heißer, versteckter Freude: „Ja!“

Sie erreichten den Hafen ihres Dorfes. Lautlos schoß das Boot hinein, unter der trüben Petrolaterne hindurch, die auf einem Eisenpfahl auf der Mauer brannte. In der Bucht selbst war es dunkel; nur droben in den Gassen lagen ein paar rote Lichtflecken, die aus offenen Haustüren oder Fenstern aufs Pflaster gelegt waren. Giuseppina hatte Herzflopfen. Sie saß geduckt im Boot und spähte mit eifrigen, furchtsamen Augen, ob niemand sie beobachte.

„Siehst du nun,“ flüsterte Pedroni, „es ist keine Seele da!“

Der Kahn glitt ans Ufer, und das Mädchen erhob sich leise. Sie wandte sich nach dem Schiffer um und streckte ihm die Hand hin, ließ sich auch willig näher ziehen; aber im Augenblick, da sie sich küssen wollten, löste sich ein Schatten drüben aus dem Dunkel einer Gasse. Giuseppina wußte, wer das war, noch ehe die Gestalt über einen der Lichtflecke schritt. Er ging wie einer, der auf einem Wacherundgang ist und jetzt einen Verdacht bestätigt sieht. Langsam kam er an den Hafen herab.

Giuseppina hatte sich dem Fischer entzogen; aber sie rührte sich nicht aus dem Boot.

„Da ist er wieder,“ stieß sie heraus, und es war ein solcher Zorn in ihr, daß er fühlte, wie sie zitterte. Aber auch ihn schüttelte die Wut. Langsam war sie aus mottendem Groll gewachsen. Er hatte anfänglich mehr als Giuseppina den Pietro Tognola als harmlos und dumm verlacht, ihn wenig beachtet. Nach und nach erst war er auch ihm lästig geworden. Jetzt haßte er ihn mit einem herrischen, gewalttätigen, seiner Uebermacht bewußten Haß.

„Geh hinaus!“ schalt er das Mädchen. „Das wäre noch schöner, wenn ich dich nicht in meinem Boote führen dürfte!“

Giuseppina zögerte noch immer. Ihre Fäuste ballten sich, und ihr Zorn wuchs, je weniger sie wußte, was sie beginnen sollte. Ihre Gedanken schossen wie die Blitze. Er, Pietro, würde vor der Mutter reden, daß er sie wieder mit dem Fischer gesehen, oder vor der Katharina, vor allen Leuten!

Da Tognola nicht wich, ging sie auf ihn zu, wie er jetzt oben an der Lände stand.

Aber Pedroni war schneller.

„Was lauerst du immer herum, Schuft?“ fuhr er den Schreiner an.

Der, wie er immer tat, achtete nicht auf ihn, sondern blickte nur die Giuseppina aus seinem bleichen Gesicht und mit seinen großen einfältigen Augen an.

Ihre Oberlippe zuckte sonderbar. Sie beschimpfte ihn: „Alette, unleidliche, Schmeißfliege du!“

Sie verlor sich selbst, und doch war in ihrem Innern etwas wie ein verborgener Schmerz, den sie nicht als solchen erkannte, der nur wie ein Brennen war. Und auf der Höhe ihres Zornes schoß

ihr ein mitleidiger Gedanke durch die Seele: Was für ein gutmütiger, harmloser Mensch er ist, der Pietro!

Da sagte dieser ein unglückliches Wort: „Ich muß es der Mutter sagen, Giuseppina. Es schickt sich nicht, daß du nachts so — so...“

„Das tußt du nicht,“ sagte Giuseppina atemlos.

Pedroni aber packte ihn vorn an der Brust: „Komm nur mit mir, Bursche, wir reden schon mit einander!“

Da erst wehrte der andere sich. Er war nicht schwach, machte dem Fischer zu schaffen. Sie feuchten beide vor Anstrengung, während sie rangen.

„Gib es ihm!“ schürte Giuseppina. Pietros Drohung raubte ihr den Verstand.

Und der Fischer war der stärkere. Er riß den Tognola in die nächste klaffende, dunkle Gasse. Da dauerte ihr stummes, verbissenes Ringen einen Augenblick. Dann stieß einer von ihnen einen Ton wie von plötzlichem, dumpfem Schmerz oder Schrecken aus. Giuseppina sah, daß dieser eine taumelte und hinfiel. Sie wußte nicht, was sie tat. Das Herz stand ihr vor Schreck still. Dann glitt sie hinweg...

Draußen murrte der See wie von einem in seinen Tiefen hausenden Sturm aufgewühlt. Am Hafen von San Marco blieb es ganz still. Die Lichtflecken lagen in den Gassen, und manchmal schollen Stimmen aus den Häusern. Ans Wasser hinab kam niemand. In einer Gasse, wo kein Licht war, lag ein Mensch still und steif.

Die Nacht war so schwarz, daß niemand die Gestalt am Boden hätte sehen können.

Draußen murrte der See... (Schluß folgt).

Die Winterkurorte der Schweiz.

Unter „Winterkurort“ verstand man früher diejenigen Orte, deren Winterklima milde und schneelos, demjenigen der französischen und italienischen Riviera ähnlich war — also die Kurorte des obern Genfersee und der italienischen Seen, die von Kranken und Erholungsbedürftigen aufgesucht wurden, denen es darum zu tun war, dem heimatischen Winter und seiner Unbill zu entgehen. Heute hat sich eine vollständige Umkehr in Anschauung und Kurabsicht vollzogen; man strebt für die Winterkur nach den alpinen Höhenstationen, die von November bis März in Schnee und Eis gebettet und 1000—2000 Meter über Meer liegen. Statt des milden, in Temperatur und Niederschlägen abgeschwächten Winters sehnt man sich nach dem waschechten Winter: man will nicht mehr unter Palmen, Magnolia und Oleander wandeln um Weihnachtszeit, sondern im Schnee sich tummeln und Eiszapfen um sich sehen. Der Zug nach dem Hochgebirge ist so intensiv geworden, daß die Hauptsaison der frühern Winterkurorte sich verschoben hat und dort nun der Herbst und das Frühjahr die High season, der Winter dagegen, was die Frequenz betrifft, flauer geworden ist.

Man hat von einer Modesache gesprochen, und viele meinen immer noch, es sei nur der neu entdeckte Wintersport, der diese Metamorphose geschaffen, und wie diese Mode gekommen, so werde sie auch wieder gehen, wie der Wagenradhut und der Hofenrod unserer Damen. Wer aber den Hochgebirgswinter mitterlebt hat, denkt anders und wird sich höchstens die Frage stellen: Wie konnte man so lange die Pracht des Hochgebirgswinters und seine klimatischen Vorzüge ignorieren?

Selbst die Höhenstationen des Sommers beklagen sich darüber, daß die Winterseason ihrer Frequenz Abbruch tut, da namentlich die Engländer es vorzögen, statt die Sommerferien nunmehr die Winterferien im Hochgebirge zuzubringen. Dies letztere mag zutreffen; doch man darf nicht vergessen, daß die äußerst ungünstigen Witterungsverhältnisse der letzten Sommer auch erheblich depressiv auf den Fremdenstrom gewirkt haben, der nun ja im schönen Sommer 1911 wieder mächtig anschwoll.

Das Menschenkind, das immer noch skeptisch lächelt, wenn man ihm die Vorzüge des Winter-Klimas im Hochgebirge